

**FRANZ DÜNZL**  
Kleine Geschichte  
des trinitarischen  
Dogmas in der  
Alten Kirche

2. AUFLAGE

GRUNDLAGEN THEOLOGIE

**HERDER**

Franz Dünzl

Kleine Geschichte des  
trinitarischen Dogmas in der Alten Kirche

# GRUNDLAGEN THEOLOGIE

Franz Dünzl

# Kleine Geschichte des trinitarischen Dogmas in der Alten Kirche

HERDER 

FREIBURG · BASEL · WIEN

Neuausgabe 2011  
(2., durchgesehene und erweiterte Auflage)

© Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2006  
Alle Rechte vorbehalten  
[www.herder.de](http://www.herder.de)

Umschlaggestaltung: Finken & Bumiller, Stuttgart  
Satz: Barbara Herrmann, Freiburg  
Herstellung: fgb · freiburger graphische betriebe  
[www.fgb.de](http://www.fgb.de)

ISBN (E-Book) 978-3-451-33676-8  
ISBN (Buch) 978-3-451-30946-5

# Inhalt

Vorwort .....	7
1. Einführung in das Problem .....	11
2. Die Anfänge der Christologie .....	12
3. Erste Modelle für das Verhältnis von ›Vater‹ und ›Sohn‹ .....	21
4. Die Kontroverse zwischen Logotheologen und Monarchianern .....	30
5. Das Anliegen des Arius von Alexandrien und die Reaktion seiner Gegner .....	51
6. Das Eingreifen Kaiser Konstantins und das Konzil von Nizäa .....	59
7. Die Entwicklung in der nachkonziliaren Zeit .....	71
8. Die theologische Spaltung des Reiches .....	80
9. Serdica – das gescheiterte Reichskonzil .....	87
10. Konstantius II. und die Suche nach dem theologischen Kompromiss .....	95
11. Die Sammlung der Neunizäner .....	108
12. Die Frage nach dem Heiligen Geist .....	126
13. Das Konzil von Konstantinopel und die Verständigung mit dem Westen .....	131
14. Ausblick .....	140

## Inhalt

Karte .....	149
Zeittafel .....	150
Bibliographische Hinweise .....	153
Bibelstellenregister .....	155
Namen- und Sachregister .....	156

## Vorwort

Das vorliegende Buch erschließt den Glauben an den drei-einen Gott, der sich als Vater, Sohn und Geist offenbart hat, nicht von der dogmatischen Seite her,\* denn es ist nicht systematisch-theologisch, sondern kirchengeschichtlich angelegt. Dennoch befasst sich diese kleine Einführung in die frühchristliche Trinitätslehre ganz wesentlich mit Gottes Offenbarung, genauer gesagt: mit der menschlich-geschichtlichen Realisierung dieser Offenbarung.

Ähnlich wie die christliche Exegese über Jahrhunderte hinweg mühsam und gegen erhebliche Widerstände gelernt hat, in den biblischen Schriften Gottes Wort in Menschenwort zu sehen – oft verborgen wie der Schatz im Acker, manchmal auch verdunkelt durch die zeitbedingten Vorstellungen der Autoren, ihre allzu menschlichen Intentionen und die Grenzen ihrer Sprache –, so erweist sich auch die Tradition, die uns, untrennbar mit der Heiligen Schrift verbunden, Gottes Offenbarung vermittelt (vgl. *Dei Verbum* 9), als ein zutiefst von menschlichem Bemühen geprägtes Geschehen, das Größe und Elend des Menschen zugleich vor Augen führen kann.

So ist auch das Bekenntnis zum drei-einen Gott, das auf den ersten ökumenischen Konzilien von Nizäa (325) und Konstantinopel (381) in verbindliche Form gegossen wurde und heute noch die christlichen Konfessionen eint, nicht wie ein Meteor plötzlich vom Himmel gefallen. Es war auch nicht einfach das in sich geschlossene Erbe des Urchristentums, das der Kirche – dem Herdfeuer der Vesta vergleichbar – lediglich anvertraut war, um es zu bewahren und vor Übergriffen zu schützen. Dieses Bekenntnis erwuchs vielmehr aus der *lebendigen* Tradition

---

\* Hierfür ist zu verweisen auf die »Hinführung zum Glauben an den drei-einen Gott«, die Gisbert Greshake in dieser Reihe vorgelegt hat.



der Kirche (vgl. DH 4822), einer dreihundertjährigen Geschichte, an der Generationen von Theologen und Gläubigen beteiligt waren, die leidenschaftlich, scharfsinnig und oft genug auch streitbar Wege suchten, um an den *einen* Gott als Vater, Sohn und Geist glauben zu können. Manche dieser Wege endeten in Sackgassen (die durch offizielle Lehrverurteilungen und den Ausschluss aus der kirchlichen Gemeinschaft markiert wurden); erkennen lässt sich freilich immer erst im Nachhinein, wo der Weg wirklich weiterführt in die Zukunft und wo er sich im Dickicht der Geschichte verliert. Solange das nicht feststand, waren die unterschiedlichen Wege der Theologie legitime Versuche, den eigenen Glauben in Worte zu fassen, ihn zu reflektieren und so einzuholen – eine Aufgabe, die sich jeder Generation von Christen neu stellt.

Ich möchte in diesem Buch das menschliche Ringen um die Wahrheit des christlichen Gottesbildes darstellen und, soweit es möglich ist, die frühen Christen selbst dabei zu Wort kommen lassen. Wer mit der Materie vertraut ist, weiß natürlich, dass jedes Zeugnis, das ich aufgreife, weit mehr an fachwissenschaftlicher Einführung, Kontextualisierung und kritischer Interpretation erfordern würde, als in diesem Rahmen möglich ist. Mir geht es hier jedoch vorrangig darum, die Dynamik der trinitätstheologischen Auseinandersetzungen anschaulich und nachvollziehbar werden zu lassen, die Grundlagen und entscheidenden Weichenstellungen aufzuzeigen, die die Wege der frühchristlichen Diskussion bestimmten, und auf Einflüsse ›von außen‹ hinzuweisen, die in den theologischen Diskurs mit eingingen. Wenn es dabei gelänge, Verständnis für die historische Vielfalt der theologischen Entwürfe und ihr jeweiliges Anliegen zu wecken, und die Diskussion, die teilweise ganz erbittert geführt wurde, nicht nur als fruchtlosen Streit erscheinen zu lassen, sondern als evolutiven Prozess, in dem geistige Rivalität einen notwendigen und positiven Faktor darstellt, der die Entwicklung (hier wie überall) vorantreibt, wäre schon viel gewonnen.

Noch mehr aber wäre erreicht, wenn beim Lesen dieses Buches das Gespür dafür geweckt würde, dass Gott sich nicht am Menschen vorbei und ohne menschliche Mühe mitteilen will,

sondern die (begrenzte) Kraft unseres Denkens und Fühlens, unser (unvollkommenes) Streben nach Erkenntnis, unsere Kreativität und sogar unsere Streitlust nutzen kann, um sich selbst im Gewand menschlicher Gedanken und Worte zu erschließen. Seinem Ziel dienen nicht nur jene Theologen, die die Reflexion an entscheidender Stelle vorantreiben; ihm mag auch dienen, wer in die Irre geht und Widerspruch oder Korrektur herausfordert. Die Komplexität der Zusammenhänge bleibt für uns immer nur in Ansätzen durchschaubar. Und wer etwas von Gottes Plan und Absicht in der Geschichte erkennen will, braucht viel Geduld und einen langen Atem ...



## 1. Einführung in das Problem

Das Christentum versteht sich selbst als monotheistische Religion. Wie wichtig der frühen Kirche das Bekenntnis zum einen und einzigen Gott war, zeigt exemplarisch ein Text, den der römische Christ Hermas um 130/140 in seinem umfangreichen Werk über die Buße einer Offenbarungsgestalt (eben dem ›Engel der Buße‹) als *Erstes Gebot* in den Mund legt: »*An erster Stelle glaube, dass es (nur) einen einzigen Gott gibt, der das All erschaffen und ausgestattet hat und alles aus dem Nichtsein ins Dasein gerufen hat, der alles umfasst, selbst aber als einziger unfassbar ist*« (Hermas, *mandatum* I 1) – eine Aussage, die zu den Basissätzen des Frühchristentums gehörte und von christlichen Theologen (u. a. Irenäus von Lyon, Origenes und Athanasius von Alexandrien) immer wieder zitiert wurde.

Mit diesem Bekenntnis steht das Christentum auf einer Linie mit den ihm verwandten monotheistischen Religionen, dem älteren Judentum und dem jüngeren Islam. Im jüdischen Morgen- und Abendgebet wird bis heute täglich Dtn 6,4 als monotheistisches Glaubensbekenntnis rezitiert: »*Höre Israel! Jahwe, unser Gott Jahwe ist einzig!*« (vgl. dazu die Gottesrede in Jes 45,5: »*Ich bin Jahwe und sonst keiner; außer mir gibt es keinen Gott!*«).

Die *Schahada* wiederum, das zweigliedrige islamische Glaubensbekenntnis (»*Es gibt keine Gottheit außer Allah, und Mohammed ist der Gesandte Allahs*«) greift in ihrem ersten Teil Verse des Koran (Entstehungszeit 7. Jh.) auf, die die Einzigkeit Gottes hervorheben: »*Allah – es gibt keinen Gott außer ihm, dem Lebendigen, dem Ewigen*« (Sure 2,255). »*Er ist Allah, außer dem es keinen Gott gibt*« (Sure 59,22.23). Gerade wegen seines Bekenntnisses zur Einzigkeit Gottes erhebt der Koran energisch Protest gegen die (mittlerweile längst ausformulierte) christliche Trinitätslehre: »*Wahrlich, ungläubig sind diejenigen, welche sprechen: ›Siehe, Allah, das ist der Messias, der Sohn der Maria‹ ... Siehe, wer Allah Götter an die Seite stellt, dem hat Allah das Paradies verwehrt, und seine Behausung ist das Feu-*

## 2. Die Anfänge der Christologie

*er ... Wahrlich, ungläubig sind, die da sprechen: »Siehe, Allah ist ein dritter von dreien«. Aber es gibt keinen Gott außer einem einzigen Gott ... Der Messias, der Sohn der Maria, ist nichts anderes als ein Gesandter« (Sure 5,72–75). Aus Sicht des Islam ist die Trinitätslehre der Christen also ein gefährlicher Irrweg, der vom Monotheismus wegführt, obwohl der Koran seinerseits Erstaunliches über Jesus aussagen kann: »Der Messias Jesus, der Sohn der Maria, ist der Gesandte Allahs und sein Wort, das er in Maria legte, und Geist von Ihm« – dennoch gilt: »Nimmer ist der Messias zu stolz, ein Diener Allahs zu sein ...« (Sure 4,171f.). Wir dürfen hier ein fernes Echo der kirchlichen Logostheologie (Logos = Wort) bzw. Geistchristologie (s.u.) erkennen, das uns zurückverweist auf die frühchristliche Bemühung, den Monotheismus in Einklang zu bringen mit der Heilsbedeutung Jesu und dessen Stellung in Welt und Geschichte, wie sie die nachösterliche Reflexion bereits in neutestamentlicher Zeit zu beschreiben suchte.*

## 2. Die Anfänge der Christologie

Auslöser und Zentrum dieser Reflexion ist der historische Jesus von Nazaret, der während seines kurzen öffentlichen Auftretens (um 30 n.C.) mit seiner Verkündigung und seinen Zeichenhandlungen in Galiläa und Judäa Aufsehen erregte. Um ihn sammelte sich ein Kreis von Jüngern und Jüngerinnen, die den Wanderprediger begleiteten oder unterstützten. Sie erlebten ihn als einen Menschen, der die vertrauten Kategorien religiöser Erfahrung (Lehrer, Weiser, Mystiker, Prophet, Charismatiker, Wundertäter etc.) sprengte. In diesem Kreis wurde über Jesus diskutiert, wurde gefragt, *wer* er sein könnte, wurden Antworten gewagt, Hoffnungen formuliert – wohl schon zu seinen Lebzeiten, erst recht aber nach Ostern, als sich die Jesusgemeinde wieder sammelte und den Gekreuzigten als den Le-

bendigen verkündigte. Dass der gekreuzigte Jesus, der den Tod eines gottverfluchten Verbrechers (vgl. Dtn 21,23) gestorben war, den Zeugen der Ostererscheinungen als der von Gott Erweckte und Bestätigte erfahrbar wurde, bedeutete eine dramatische Wende; sie wurde zum Ausgangspunkt einer vertieften christologischen Reflexion, die auch das Gottesbild der frühen Christen nachhaltig prägte.

Der Auferstehung Jesu kam dabei bleibende Bedeutung zu, denn sie wurde nicht als Schlusspunkt, sondern als Zentrum der Jesusgeschichte angesehen. Ablesen lässt sich das z. B. am Präskript (der Einleitung) des paulinischen Römerbriefes (um 55): Paulus beschreibt darin unter Verwendung älteren Traditionsgutes das Evangelium Gottes als die Botschaft »*von dessen Sohn, der geboren wurde aus Davids Samen dem Fleisch nach, der eingesetzt wurde als Sohn Gottes in Macht dem Geist der Heiligung nach aufgrund der Auferstehung von den Toten*« (Röm 1,3f.). Die Stellung Jesu wird in dieser alten Formel zweifach gewürdigt: Er wird zunächst als Davidide eingeführt; damit ist die messianische Tradition zitiert, wonach der Messias aus dem Samen Davids geboren wird – eine Tradition, die sich in der Jesusüberlieferung mit der Erzählung von der Geburt Jesu in Betlehem (der Heimatstadt Davids) verbunden hat. Aber – so die Formel weiter – von ihm kann Größeres gesagt werden: Jesus ist eingesetzt, bestimmt, definiert (so die Nuancen des griech. Verbs) zum ›Sohn Gottes‹, und zwar *aufgrund* seiner Auferstehung (man könnte auch übersetzen: *seit* seiner Auferstehung). Die Auferstehung Jesu bedeutet Erhöhung, und Erhöhung ist hier als Gottessohnschaft umschrieben.

Bei dieser Aussage blieb die christologische Reflexion allerdings nicht stehen: Bestätigt wurde in der Auferweckung ja nicht nur der Gekreuzigte, sondern das Wirken Jesu als Ganzes, seine Verkündigung, sein Verhalten gegenüber den Sündern und Deklassierten, seine Weisung und sein (impliziter) Anspruch. Es ist daher nur folgerichtig, wenn das älteste Evangelium, das sog. Markusevangelium (kurz nach 70), die Offenbarung des ›Sohn Gottes‹-Titels auf den Beginn des Auftretens Jesu in der Öffentlichkeit terminiert: In der Szene, in der sich Jesus am Jordan der

Bußtaufe des Johannes unterzieht, wird ihm beim Heraussteigen aus dem Wasser eine Vision zuteil: Der Himmel öffnet sich, das Pneuma – also der Geist Gottes – kommt wie eine Taube auf ihn herab, und er hört eine Stimme aus dem Himmel: »*Du bist mein geliebter Sohn, an dir habe ich Gefallen gefunden!*« (vgl. Mk 1,9–11). Die Proklamation der Gottessohnschaft Jesu gilt zunächst ihm selbst, doch weitet sich der Kreis der Adressaten im Fortgang des Evangeliums aus: In Mk 9,7 wiederholt sie sich bei der Verklärung vor den Jüngern, und in Mk 15,39 wird der gekreuzigte Jesus durch den (heidnischen) Centurio des Exekutivkommandos als ›Sohn Gottes‹ titulierte.

Noch einen Schritt weiter gehen die beiden späteren Synoptiker (›Matthäus‹ und ›Lukas‹) mit ihren Kindheitsgeschichten: In ihrer Darstellung ist Jesus der Sohn Gottes nicht erst durch die Geistbegabung bei der Taufe am Jordan, sondern von Anfang an. Und darum erzählen sie – übrigens unabhängig voneinander und in unterschiedlichen Fassungen – von der wunderbaren Geburt des Gottessohnes aus der Jungfrau. Jesus hat seinen Ursprung demnach nicht bei den Menschen, sondern in der Initiative Gottes. Denn »*was in Maria gezeugt wurde, ist aus heiligem Pneuma*«, d. h. aus heiligem Geist, schreibt der Evangelist in Mt 1,20 (vgl. Mt 1,18). Und im Lukasevangelium verheißt der Engel Gabriel Maria: »*Heiliges Pneuma*« – also heiliger Geist – »*wird über dich kommen und des Allerhöchsten Kraft wird dich überschatten; deshalb wird auch das Gezeugte heilig genannt werden, Sohn Gottes*« (Lk 1,35).

Doch auch das ist nicht die letzte Antwort, die Christen des 1. Jh.s auf die Frage nach Jesus zu geben vermögen. Einer der größten Theologen der Urkirche, auf den das sog. Johannes-evangelium zurückgeht, spannt die Perspektive noch weiter: Zwar beginnt auch er die eigentliche *Erzählung* seines Evangeliums bei Johannes dem Täufer (vgl. Joh 1,19ff.), dieser Erzählung aber ist ein Prolog vorgeschaltet, der nicht bei der Taufe am Jordan, und auch nicht bei der Geburt Christi, sondern am Anfang der Zeiten ansetzt: »*Im Anfang*«, heißt es dort nämlich, »*war das Wort, und das Wort war bei Gott, und das Wort war Gott. Im Anfang war es bei Gott. Alles ist durch*